

Cécile Wajsbrot
Offener Himmel

Cécile Wajsbrot

Offener Himmel

Roman

Aus dem Französischen von
Holger Fock und Sabine Müller



WALLSTEIN VERLAG

Da sind wir.

Die Bühne ist leer wie der Himmel – wir sind endlose Weiten gewohnt, aber hier sind wir von Wänden umgeben.

Nichts, um nach draußen zu sehen.

Kein Bühnenbild, das uns zerstreuen könnte.

Bald werden wir etwas miterleben, gestärkt durch unser Zusammensein wollen wir gemeinsam den widrigen Wetterbedingungen in der Stadt und am Himmel trotzen.

Das nennt man einen Chor.

Draußen könnten es Berge sein, die Bäume eines fernen Waldes, Meereswellen.

Aber es ist nichts.

Der Himmel ist verschwunden – der Raum über uns hat sich wieder geschlossen.

Ich gehe nach vorn, löse mich vom Chor, dem beruhigenden Gefühl, ein Teil von etwas zu sein. Ich war mitten in der Menge, weder davor noch dahinter, noch am Rand, ich stand dort, wo niemand bemerkt wird, aber man hat mir gesagt, ich sei jetzt an der Reihe. Ich spürte, da war etwas, eine Art Hauch, etwas, das sich verändert hatte, und ich dachte an diejenigen, die auf die eine oder andere Weise fehlten, an die Entschwundenen oder Abwesenden. Ich habe versucht, im Stillen einige Namen zu rufen, aber keiner passte zu dieser unsichtbaren Form, dieser neuen und nicht greifbaren Konsistenz, die soeben erschienen war. Ich suchte mit den Augen in der Dunkelheit danach, versuchte, etwas oder vielmehr jemanden zu erkennen, ich hörte die Geräusche – wie das Rauschen des

Ozeans. Dieses Etwas – war es die Gegenwart eines Menschen? Zu der Zeit, in der sich die Stunden in vollständiger Dunkelheit auflösen, zur reinen Zeit werden und sich nur noch anfühlen wie eine einförmige Wüste, eine einzigartige Weite oder ein Abgrund, ein endloser Sturz ... Man hat mich aufgefordert, nach vorn zu gehen – ich spürte etwas –, ich erkannte abstrakte Formen, die keine Konturen hatten, weder von Personen noch von irgendeinem Gegenstand oder einer Landschaft, farblose Formen oder Formen von einem mehr oder weniger intensiven Schwarz, die unmöglich zu deutende Zeichen umrissen. Ich glaubte, eine Frage zu hören, die in einer bestimmten Lebenslage ohne Antwort geblieben war – eine Frage in kaum vernehmbaren Worten. Vielleicht hatte jemand etwas von mir erwartet – wo war das, wann war das? Ich hatte nicht geantwortet – ich war ja nicht dazu da, um zu antworten ... Ich gehe nach vorn, löse mich vom Chor ...

Wir sind hier, aber wir schweben auch.

Wir schweben über euch oder kommen unsichtbar und ohne Form herab, nehmen – jenseits von Raum und Zeit – auf geheimnisvolle Weise an allem teil.

Manchmal könnten Wolkenmassen mit leichten und launischen Konturen Hindernisse am blauen Himmel bilden, aber vom Weiß, vom Schwarz, vom Grau angezogen, gehen wir durch sie hindurch.

Manchmal ist es ein Wolkenteppich von unterschiedlicher Stärke, sind es wechselnde Farben in endlosen Abstufungen.

Ist das der Ort, an dem sich die Gegensätze auflösen, der Ort, an dem nichts schlimm ist?

Jeder von uns ist jemand, aber zusammen sind wir niemand.

Nur Zeugen.

Ich gehe nach vorn, ein diffuser Schleier hebt sich. Wie eine Landschaft, die auftaucht. Es ist eine lebendige, lärmende, dicht bewohnte Stadt, in der es die Passanten eilig haben, an ihr Ziel zu gelangen. Wer denkt daran, anzuhalten – schließlich gibt es Dinge zu sehen.

Ich gehe vorwärts – auf Rolltreppen, die gleichzeitig mit dem Horizont nach oben führen, während über den Dächern Stadtviertel auftauchen wie der Hintergrund eines Gemäldes (diese uralten Fresken, auf denen die Einzelheiten, für deren sorgfältige Ausführung der Maler unendlich viel Zeit verwendet hat, meistens nicht gesehen werden, die untergehen, weil man zu schnell vorübergeht). In gleichmäßigem Tempo und anmutig bringen die Rolltreppen eine Frau ohne Alter nach oben, die nichts anschaut – oder in sich hineinschaut. Ich sehe sie bis in den letzten Stock hinauffahren, dann einen langen Flur entlang und an einer Eingangskontrolle vorbeigehen, sie betrachtet einige Buchstaben, die einen Wahlspruch, einen Satz bilden, *I will survive*. Hat man mich deshalb gebeten, den Chor zu verlassen, damit ich jemandem in eine Ausstellung folge? Ich sehe schwarze Buchstaben auf weißem Grund, Würfel, die man versetzen kann, eine Frage oder eine Feststellung. *I will survive*. Ich werde überleben. Aber sie ist allein – alle scheinen die Welt verlassen zu haben –, niemand hat überlebt oder niemand wagt es, das Überleben auf sich zu nehmen. Sie geht von einem Buchstaben zum nächsten und offenbar ohne sie miteinander zu verbinden oder zu meinen, sie könnten einen Sinn ergeben – es könne etwas in ihnen zu finden sein ...

Im fünften Kapitel der *Voyage de Saint Brendan*, einer altfranzösischen Seefahrergeschichte und Heiligenlegende, verfasst um 1130 von einem unbekannten Kleriker namens Benedeit, werden die Erde, das Meer und ein Wasserlauf beschrieben.

»An der Quelle dieses Wasserlaufs stand ein Baum so weiß wie Marmor mit großen und rot-weiß gefleckten Blättern; er wuchs in die Höhe bis über die Wolken hinaus; vom Gipfel bis zur Erde umschließt das Geäst eng den Stamm, wirft weite Schatten und dämpft das Licht. Er war ganz voll von weißen Vögeln: Kein Mensch hat jemals so schöne gesehen.«

Der Abt Brendan war von Irland aufgebrochen, um vor seinem Tod das Paradies zu sehen. Auf der Insel, auf der er landet, erklärt ihm ein Vogel, sie – die Vögel – seien gefallene Engel. Sie hätten sich nicht wie Luzifer gegen Gott aufgelehnt, deshalb seien sie nur »der Größe Gottes verlustig gegangen, der Herrlichkeit und der Freude bei Gott«, und dazu verdammt, an jenem Ort zu bleiben, der das Vogelparadies heißt. Mit seiner Prophetengabe weissagt der Vogel Brendan sechs Jahre Seefahrt und Plagen, bevor er schließlich an sein Ziel gelangen könne.

»Als der Tag sich neigt, singen die Vögel gegen Abend ein Lied; mit süßer Stimme singen sie sehr laut und sie danken Gott in ihrem Lied, denn durch Brendans Besuch haben sie in ihrer Verbannung großen Trost erfahren; niemals zuvor hatte der allmächtige König menschliche Wesen zu ihnen geschickt.«

Sie schlendert durch leere Säle, in denen vereinzelt und sicher nicht zufällig Bildschirme stehen, auf denen zweidimensionale Lebewesen etwas tun oder reden, in eine Welt hineinrufen, die in grellen Farben wiedergegeben ist, wo Städte und brachliegendes Gelände, Uniformen und Waffen, starre und bewegliche Bilder aufeinander folgen.

Ich sehe sie von einem Raum zum nächsten gehen und bisweilen innehalten auf der Suche nach etwas, das sie dazu bringen könnte, zu verweilen – das ihr etwas beibringen könnte.

Ich habe mir die Worte *I will survive* gemerkt, habe mir den Namen der ausstellenden Künstlerin gemerkt – Hito Steyerl.

Als wäre im Voraus alles geplant, verfügt worden, hat sie Saal Nummer fünf betreten, wo weitere Bildschirme warten.

Ich folge ihr – sie sieht mich nicht, darf mich nicht sehen. Sie betrachtet die Stahlskelette auf dem Bildschirm, die Trümmer von Flugzeugen in der Wüste. Betrachtet den Mann, der eine weiße Schirmmütze mit einem schwarz-gelben Band trägt – Luftwaffe oder fliegendes Personal –, während hinter ihm Sonne und Hitze herrschen. Auf dem Boden liegt ein abgetrennter, zerlegter Flugzeugrumpf, übersät mit kleinen, runden Fenstern, die intakt geblieben sind. Es gibt keine Sitze und keine Fluggäste – keine Leichen. Um besser zu sehen, hat sie sich auf den Boden gesetzt, sie wird bleiben. Ein Lied auf Englisch spricht von Absturz – es gibt so viele Möglichkeiten abzustürzen. Auf dem Bildschirm erzählt der Mitarbeiter einer Fluggesellschaft nicht von den Flügen, die er möglicherweise schon absolviert hat, sondern beziffert den Wert der Stahlreste, die im Hintergrund zu sehen sind. »Der Schrottwert [...] beträgt vielleicht 3.000 Dollar«, erklärt er, »aber mit einem kleinen Dreh bringe ich es für 8.000 Dollar in einem Film unter.« Ein Crash ist nicht nur eine Katastrophe für die Luftfahrt, er ist auch eine finanzielle Katastrophe. Die Fluggesellschaft, für die der Angestellte arbeitete, war von einem Filmemacher gegründet worden. Howard Hughes. Die TWA. Alles hängt mit allem zusammen – der Kreis schließt sich. Ein Crash ist nicht nur eine Katastrophe für die Luftfahrt, er ist auch eine finanzielle Katastrophe.

Das Triptychon spielt sich über eine halbe Stunde ab. Ich schaue zu, wie sie zuschaut. *After the Crash, Before the Crash, The Crash*. Hinterher, vorher, während – Zukunft, Vergangenheit, Gegenwart. Ich nähere mich ihr, aber sie ist zu sehr von den Bildern und ihrem Anblick in Anspruch genommen, von der Wahrnehmung einer Zeit, die sich dehnt oder

zusammenzieht, die stockt oder schneller läuft, während ein Schauspieler die Geschichte eines Flugzeugs erzählt, das von der israelischen Luftwaffe gekauft und 1976 bei der Operation Entebbe verwendet worden war, als drei der hundertsevenundvierzig am Ende verbliebenen Geiseln getötet wurden. Die Air-France-Maschine von Tel Aviv nach Paris war in Athen zwischengelandet. Doch dann wurde sie von einem Kommando deutscher und palästinensischer Terroristen zuerst nach Libyen umgeleitet und landete schließlich in Uganda, dem einzigen Land, das bereit war, ihr eine Landeerlaubnis auf seinem Territorium zu erteilen. Dieses Flugzeug sollte seine Karriere in Trümmern in Hollywood beenden. Die Frau betrachtet die Bildschirme, die auf dem Bildschirm erschienen sind – die von Laptops – und Szenen aus Katastrophenfilmen zeigen, während unaufhörlich Flugzeuge ausrangiert und wiederhergestellt werden –, eine Endlosschleife, deren Tonspur wahrscheinlich Sicherheitshinweise enthält, die von den Flugbegleiterinnen ständig wiederholt werden.

Das Video ist zu Ende, aber die Frau ohne Alter bleibt sitzen – ich gehe zu ihr ...

- Kennen Sie den Chor des Morgengrauens?
- Sind Sie schon einmal vor Sonnenaufgang aufgewacht, also kurz davor, wenn es nicht mehr ganz dunkel, aber auch noch nicht hell ist?
- Wenn man das Licht mehr ahnt, als dass es erscheint?
- Im Frühjahr.
- Im Mai, doch vor allem im Juni.
- Wenn Sie bei offenem Fenster schlafen.
- Wenn Sie sich an einem ruhigen Plätzchen befinden, auf dem Land, in einem Dorf, an der Küste.

- An einem Ort, wo es Bäume gibt.
- Sogar in der Stadt.
- An einem Ort, wo es Vögel gibt.
- Sozusagen überall.
- In den Gärten, in den Parks.
- In den tropischen Regenwäldern, den eintönigen Weiten der Taiga.
- In den Steppen oder den Grünanlagen.
- In den Wüsten, den Sümpfen.
- Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden lang.
- Die Vögel zwitschern.
- Immer in derselben Reihenfolge.
- Ihr Gezwitscher überlagert sich, ohne sich je zu vermischen.
- Es ist kein Kanon, bei dem jeder dieselbe Melodie anstimmt.
- Nein, jede Art bleibt bei ihrem Gesang – den Klängen, der Melodie, ihrer Stimme.
- Die Amsel, die Drossel, das Rotkehlchen, die Ringeltaube, die Grasmücken, die Meisen, der Buchfink, der Spatz.
- Zahlreiche Studien erforschen das Phänomen.
- Versuchen, es zu erklären.
- Man hat zum Beispiel festgestellt, dass Vögel umso früher singen, je größer ihre Augen sind, weil sie das Licht eher wahrnehmen als die, deren Augen weniger groß sind.
- In Vollmondnächten hebt der Chor eher an.
- Aber je mehr Wolken es hat, umso später setzt der Chor ein.
- Und je lauter die Umgebung ist, umso früher singen die Vögel, auch um sich Gehör zu verschaffen, bevor der Lärm ihren Gesang übertönt.

– Etwa auf Flughäfen, um der Wiederaufnahme des Luftverkehrs zuvorzukommen.

Nach dem Abspann, nachdem der Bildschirm für einen Moment schwarz ist, beginnt das Video von Neuem – die Frau ohne Alter ist im Saal geblieben, und ich bin dort, mit ihr. Der dritte Teil – *The Crash* – zeigt wieder das zerschellte Wrack, den amputierten Rumpf, die Stahlketten. Alles wird in chinesischen Fabriken recycelt und verwandelt sich, um als silberglänzende DVD mit perfekten Kreisen zu enden, die unter anderem Bilder von Filmen aufnehmen werden, in denen von einer Flugzeugkatastrophe erzählt wird.

Ich schaue mit ihr zu – ich habe mich aus dem Chor gelöst, um zu erzählen, und meine nunmehr ausweglose Einzigartigkeit verpflichtet mich, immer weiter in unerforschte Welten vorzustoßen, die nur ich sehen kann. Die anderen sind verschwunden. Die eigens geschaffenen oder vorgefundenen virtuellen Bilder werden von der Spur der Bilder überlagert, die im Gedächtnis schweben, durch die Zeit irren, ohne sich festzusetzen, sich niederzuschlagen, ohne Ruhe zu finden. Wie glatt ein Rohling ohne Rillen aussieht – in den noch nichts eingebrannt ist. Das reine Material, sonst nichts. Und doch bereits eine Geschichte – eine Vorgeschichte ...

In der Ferne zeichnet sich eine Landschaft aus der Vergangenheit ab – ein Brunnen, ein großer Stein und auf der anderen Seite eine Kapelle. In dem vergoldeten Becken muss man ein wenig Wasser auffangen und über dem Stein ausschütten. Dann zieht ein Sturm auf, der alle Tiere in die Flucht schlägt.

»Auch die Vögel werden fortfliegen. Denn Du wirst es so heftig krachen, stürmen und Bäume knicken, regnen, donnern und blitzen sehen.«

Hier spricht der Herr der Tiere – Worte, die von Chrétien de Troyes überliefert wurden –, während er die Tiere hütet, die noch kein Mensch im Wald von Brocéliande gesehen hat. Und Yvain, der Löwenritter auf der Suche nach Abenteuern, stellt ihm Fragen und hört ihm zu.

»So bin ich sicher, dass es die schönste Fichte war, die je auf Erden wuchs«, erzählt der Ritter. »Die Quelle, das mögt Ihr glauben, brauste wie heißes Wasser auf. Der Stein war aus einem Smaragd und ausgehöhlt wie ein Fass, und auf ihm waren vier Rubine, die röter leuchteten als die Morgensonne, wenn sie im Osten aufgeht«, fährt Yvain fort.

Der Sturm bricht los wie vorhergesehen: Regen, Wetterleuchten, Blitze, Schnee – und der Wind. Yvain widersteht den Elementen – und der Angst. Der Sturm legt sich.

»Als ich die Luft rein und klar werden sah, da war ich meines Lebens wieder froh [...]. Sobald das Unwetter vorüber war, sah ich auf der Fichte so viele Vögel versammelt, dass man [...] weder Zweig noch Laubwerk darunter erkennen konnte, sondern alles war von Vögeln bedeckt, und der Baum war dadurch noch schöner; und alle Vögel sangen, so dass ihre Stimmen sehr schön zusammenklangen.

Ich teilte ihre Freude und hörte so lange zu, bis sie ihren Lobgesang in aller Gemächlichkeit vollbracht hatten, denn niemals hörte ich so schöne Jubel, noch glaube ich, dass je einer ihn so hören wird [...], so dass ich dachte, wahnsinnig zu sein!«

Noch immer in diesem leeren Saal sitzend, wo der Bildschirm wieder schwarz geworden ist, scheint sie noch nicht bereit hinauszugehen. Sie hat mich nicht bemerkt. Woran denkt sie – an wen ...

Der weiße Kondensstreifen, den die Maschine hinterlässt, die Linie, die zerstäubt, entspricht unserem Leben, das sich zwischen zwei Städten, zwei Kontinenten auflöst.

Wir versuchen, mit der Ungewissheit nicht vorgezeichneter Lebensläufe – und der Prise Abenteuer in ihnen – zu leben.

Und darin sind wir heute eingeschränkt – perspektivlos.

Ohne eine andere Aussicht als die, da zu sein.

Für eine bestimmte Zeit.

Eine Geschichte ...

Wir würden gern den Ozean überqueren, wir würden gern das Wogen des Meeres aus Tausenden Metern Höhe betrachten, die Farben, die winzigen Schiffe, die aussehen wie Spielzeug.

Wenn wir uns dem Boden näherten, würden wir die Hochhäuser und den Hafen sehen, sogar den Stadtplan erkennen.

Wir würden, wenn wir näher kämen, die Silhouette der Vulkane erkennen, die Umrisse der Bucht, das Labyrinth der Verkehrswege um den Flughafen.

Wir würden erkennen, wie schwierig das Leben ist, wie feindlich die Elemente, aber auch wie schön die Herausforderungen sind.

Mit dem Gefühl, am Anfang einer neuen Menschheit zu stehen.

Ich versuche, über den Abgrund zu springen, über den Einschnitt hinweg, der sich durch die Zeit zieht. Ich versuche zu verstehen, obwohl ich nicht da bin, um zu verstehen, ich bin da, um zu erzählen, weiterzugeben, was mir gesagt worden

ist, um Botschaften zu überbringen. Jemand ist auf die Bühne gerannt, jemand ist gekommen, um mir etwas zu sagen und anschließend in Richtung Meer aufzubrechen. Ich habe es wiederholt, ohne unbedingt den Sinn der Worte zu erfassen ...

Im 17. Jahrhundert eroberte eine eigenartige Mode die flämische Malerei. Mehr oder weniger bekannte Maler wie Jan van Kessel, Paul de Vos, Frans Snyders, Melchior d'Hondecoeter oder Jakob Bogdány arbeiteten an Gemälden, die Vogelkonzerte heißen, auf denen vertraute oder exotische Vögel zu sehen sind. Diese lebten in Wäldern oder an Fluss- und Seeufern, ließen sich auf Feldern nieder oder bewohnten ferne Gegenden, die diese Maler niemals sehen sollten. War es eine Konsequenz der großen Entdeckungen, die Folge von Reisen zu den beiden Amerikas, von denen die Forschungsreisenden präzise, farbige Landschaftsbeschreibungen sowie einige Exemplare der Fauna und Flora mitbrachten? Neben Buchfinken, Pfauen, Reiher, Schwänen oder Eulen drängten sich Tukane, Papageien, Aras, leuchtende Farbtupfer, die die Blicke auf sich zogen, und rückten ins Zentrum der Bilder – und der Aufmerksamkeit. Auf den Bäumen sitzend, durch die Lüfte fliegend, auf dem Boden hockend, bildeten sie ein bunt zusammengewürfeltes Ensemble, das vielleicht an Toleranz und Diversität appellierte – doch allegorische Auslegungen sind oft gewagt. Es konnte sich auch einfach nur um Variationen von Stilleben handeln, die es ermöglichten, neue Farben zu verwenden, das Genre zu beleben, neue Wege der Inspiration zu beschreiten.

Oder war die Idee vom heiligen Franz von Assisi inspiriert? Auf einem Fresko von Giotto in der Basilika San Francesco in Assisi ist dargestellt, wie der Heilige den Vögeln predigt. Die meisten sitzen am Boden – der Szene entsprechend, die in

den *Fioretti* beschrieben wird. Manche Vögel auf dem Fresko schicken sich an, sich neben ihn zu hocken. Im Text fliegen die Vögel in zahlloser Menge von den Bäumen auf. Auf dem Bild sind sie nicht sehr zahlreich und sitzen meist auf dem Boden, während die Äste leer sind und die Vögel reglos warten. Die Predigt lässt sich anhand der Gestik des heiligen Franz von Assisi erahnen – die Hände sind asymmetrisch zu den Vögeln ausgestreckt, das Gesicht ist von Sanftheit und Aufmerksamkeit geprägt. Im Text predigt der Heilige den Vögeln, sie seien von Gott begünstigt, weil er ihnen das Vermögen, die Freiheit zu fliegen gegeben habe und sie deshalb ihre Nahrung auf den Feldern fänden, ohne arbeiten zu müssen. Und weil er ihnen einen Platz in der Arche Noah reserviert und Bäche und Flüsse zum Trinken gegeben habe, und die Lüfte, die sie trügen, dazu Berge und Täler, in denen sie Zuflucht fänden, und Bäume für ihren Nestbau. Für all das sollen sie den Schöpfer preisen. Dann »erhoben sich all jene Vögel mit frohen Liedern in die Lüfte« und flogen davon. Der Beginn der Lobpreisung oder der Beginn der Legende.

Deshalb sperren sie auf all diesen Vogelkonzert-Gemälden den Schnabel auf, recken den Hals, breiten die Flügel aus und sehen aus wie die Vögel, die der Predigt von Franz von Assisi lauschen. Vom Schweigen bis zum Gesang gibt es sie in allen Variationen. Und auch wenn sie sich nach Art und Anordnung unterscheiden, bilden die Vögel auf jedem der Gemälde in der Mitte des Bildes einen lockeren Kreis, die größten stehen außerhalb, die kleinsten kauern in der Mitte zusammen. Ein Waldkauz oder eine Eule scheinen das Konzert zu dirigieren – bisweilen mit einer Partitur wie bei Frans Snyders, auf der vier Stimmen und sogar ein paar Wörter auf Französisch zu erkennen sind.

Ich bin der Frau ohne Alter gefolgt, als hätte mich ein Ruf zu ihr geleitet. Ich bin ihr draußen auf dem Platz wiederbegegnet, sie schien nichts zu sehen, nichts zu hören. Ich sehe sie, folge ihr – lasse sie nicht aus den Augen –, aber ich habe keinen Zugang zu ihrem Denken, zu ihren Gefühlen. Jede Innerlichkeit ist mir untersagt. Der Tag geht zu Ende, das Licht wird schwächer – sie bleibt dort, unschlüssig, welchen Weg sie einschlagen soll. Meine Mission – eine Stimme, die sich nachts erhebt, wenn alles still ist, wenn nur die Radios sprechen. Einsame Stimmen aus menschenleeren Studios, die, automatisch ausgestrahlt, durch die Nacht geistern, bearbeitete Stimmen, durch Digitalisierung gefiltert, wieder ausbalanciert, umgewandelt in ein binäres Wechselspiel von unendlicher Komplexität. Stimmen in weiße oder schwarze Linien verwandelt, die auf den Bildschirmen oszillieren.

Losgelöst vom Chor und seinen Kommentaren musste ich ihre Aufmerksamkeit auf eine Stelle der Handlung lenken und in einen Dialog mit ihr treten, sie ansprechen. Mit anderen oder allein sprechen, um zu erzählen. Der Name, den man mir gibt – Koryphäe –, könnte so etwas wie eine Hierarchie voraussetzen, mich an die Spitze einer Gruppe stellen. Trotzdem fühle ich mich dem Chor der Wörter, die allerorten zirkulieren – ihrem ununterbrochenen Strom auf den Bildschirmen, im Radio, in den Zeitungen, auf der Straße und in den gelesenen Sätzen, in den Telefon- und beruflichen Gesprächen –, eher weniger als mehr enthoben. In den gestellten Fragen und den Antworten darauf, in den allgemeinen Ansichten, dem ungefähren Denken, den Schlingen des Hasses, mit denen wir kämpfen. Aus einem zu großen, zu einstimmigen oder zu kakophonischen Chor trete ich vor und fordere den Mut, die Ohnmacht fest in den Blick zu nehmen.

Wie die Frau ohne Alter einen Punkt in der Vergangenheit fixiert. Den Ort, an den das Video vom Crash sie zurückgebracht hat ...

- Aufstehen und hinfallen.
- Ist das der Lauf eines jeden Lebens?
- Ein Perpetuum mobile.
- Eine endlose Abfolge von Höhen und Tiefen.
- Fallen, schweben.
- Luft und Wasser.
- Der Himmel, das Meer.
- Die Navigationsinstrumente – Sextanten, Astrolabien, Quadranten – messen den Winkel, den die Himmelskörper mit dem Horizont bilden.
- Horizont kommt aus dem Griechischen und bedeutet so etwas wie eine Grenze festlegen, abstecken.
- Es ist ein Strich, der zwei Flächen trennt – oder verbindet.
- Und der sich – je nach Blickwinkel des Betrachters – verändert.
- Jeder hat seinen eigenen Horizont.
- Steckt ihn ab, legt ihn fest.
- Auf dem Meer, am Himmel.
- Es gibt aber auch einen geologischen Horizont.
- Die Grenze zwischen zwei mineralogischen Schichten.
- Dann bezeichnet der Horizont einen Epochenunterschied.
- Die Schichten überlagern sich.
- Je näher sie der Erdoberfläche kommen, umso jünger sind sie.
- Wobei sie das Fortschreiten der Zeit bezeugen.
- Ist das nicht erstaunlich – ein Horizont unter der Erde?

– Ist es nicht erstaunlich, dass es in den Höhlen und den Flüssen, die sie durchqueren, von Horizonten nur so wimmeln soll ...

– ... deren Spur sich in der Finsternis verliert.

Totengespräche sind eine Gattung, die von Lukian eingeführt wurde, vielleicht, denn sicher ist das nicht, eine satirische Gattung, die aus dem Wunsch entstanden ist, die Absurdität bestimmter Dinge im Königreich der Lebenden zu zeigen. Beliebte wurde das Genre in Frankreich im 18. Jahrhundert, dem philosophischen Jahrhundert, mit einer klaren pädagogischen Zielsetzung. Man bedient sich der Toten, um den Lebenden eine Lektion zu erteilen. Da sie nicht mehr am Leben sind, werden sie nicht von Egoismus, von persönlichen Interessen geleitet. Fontenelles oder Fénelons Dialoge sind von erstaunlicher Nüchternheit, obwohl sie sich in einem geheimnisvollen Königreich abspielen, von dem man nichts weiß und das nie beschrieben wird. Die Ankunft eines Lebenden im Königreich der Toten – Orpheus, der Eurydike zurückholen will, Aeneas, der dort Dido wiedertrifft – besitzt mehr Poesie. Aufgrund der Beschaffenheit ihrer Körper, ihrer Dichte, hält man sie im Reich der diffusen, verblassenden Schatten für Eindringlinge, ihre Farbigkeit für zu lebhaft in einer Welt aus Schwarz und Weiß. Aber wer hat nach Eurydikes beinahe vollbrachtem Aufstieg ans Licht ihre Rückkehr in den Hades beschrieben? Orpheus hat gesehen, wie sie sich verflüchtigte, ihr durchscheinender Körper hat sich endgültig aufgelöst. Und sie? Wie ist sie wieder zum Schatten geworden? Wurde sie wie von einem Wirbelsturm angesaugt? Ist sie Schritt für Schritt in die Finsternis zurückgekehrt? Und was hat sie bei ihrem zweiten Verschwinden empfunden? Hat sie ein zweites Mal die Lethe überquert und so das Versprechen auf ein zweites Leben vergessen?

Ich sollte besser nicht – denn gewisse Dinge sind kodifiziert, von Regeln, Gesetzen bestimmt, die niemand zu verletzen gedenkt. Aber kann man, muss man gegen die Anziehung, gegen die Versuchung ankämpfen? Ich fühle mich gerufen von dieser Frau ohne Alter, die einen Augenblick der Vergangenheit fixiert. Weil sie eine Geschichte hat und ich dazu da bin zu erzählen. Das hat man von mir verlangt. Geh nach vorn, hat man mir gesagt, unterscheide dich, gib den Atem nicht auf, der uns verbindet, verrate nicht die Gemeinschaft der Schicksale, sondern erzähle, lege Rechenschaft ab – erweitere unseren Horizont.

Zuerst habe ich mich umgedreht, weil ich um jeden Preis wieder zu ihnen wollte, weil ich gern wieder zu euch wollte, aber ihr habt euch wie eine Mauer vor mir aufgerichtet, wie eine kompakte Masse, die sich vor mir schloss. Da ich nicht zurückweichen, nicht nach hinten zurückgehen konnte, ging ich vorwärts, und je weiter ich mich von eurem Chor von Unentschlossenen, Vereinsamten, Inselexistenzen entfernte, umso mehr fühlte ich mich von etwas heimgesucht, was mir vorher nie in den Sinn gekommen wäre – ohne es im entferntesten benennen zu können, aber dennoch mit dem Willen, die Bühne zu verlassen, um auf anderen Bühnen zu erscheinen, endlich das zu sehen, was ich beschreiben wollte, das zu erleben, wovon andere sprachen. Eine Persönlichkeit oder jemand zu werden – oder hieße das, vielleicht wieder eine andere Person zu werden?

Und ausgerechnet in dem Moment ist mir zufällig die Frau ohne Alter über den Weg gelaufen. Sie hat sich für etwas entschieden und marschiert entschlossenen Schrittes. Ohne es zu wissen, führt sie mich, ohne es zu wissen, leitet sie, verleitet sie zu etwas, das nicht zu ihr gehört, das größer ist als sie, größer als ich und größer als ihr, die ihr irgendwo in der

Ferne auf der Bühne eines antiken Theaters oder italienischen Theatersaals geblieben seid, die Voraussetzungen zu einem Hervortreten auf das Proszenium schafft, darauf wartet, dass euch jemand aus der Starre, der Unbeweglichkeit befreit und ihr euch selbst in Bewegung setzt ...

Es stimmt, zur Starrheit verdammt können wir sehen und hören, aber keine Fragen stellen, nirgendwo erscheinen oder uns woanders zeigen. Wir sind der Chor der Unsichtbaren, die man zwar hören könnte, denen man jedoch keine Aufmerksamkeit schenkt, der Chor der Anonymen.

Der Himmel wird immer weiter, breitet sich unaufhörlich aus, die Gebiete, die erforscht werden, vervielfachen sich in Anzahl, Raum und Zeit.

Früher haben wir ihn gekannt.

Wir haben geahnt, dass es andere, grenzenlosere, fernere Räume gibt.

Je mehr wir wissen, desto mehr entdecken wir unsere Unwissenheit.

Die Unmöglichkeit eines universellen Wissens.

Unsere Zerbrechlichkeit.

Wir sind Punkte in der Unendlichkeit von Raum und Zeit.

Ich folge ihr, und als ich mich ihr nähere – der Frau ohne Alter –, höre ich andere Stimmen. Woher kommen sie? Gibt es noch andere Chöre als den, aus dem ich komme? Die sie umgeben, sie unterstützen oder, im Gegenteil, sie behindern? Ist es nur das Echo dessen, was sie hört? Die Materialisierung ihrer Gedanken? Ich werde zu ihr gehen, mit ihr sprechen – ich werde über den Abgrund springen, der uns trennt, die Zeitschranke überqueren ...